

REBEKKA
FRANK



Das Echo

UNSER
SCHATZ
ZUM
ENTDECKEN

der Gezeiten

»Wie der Sog
des Meeres zieht
einen dieses Buch
in seinen Bann.«

Miriam Georg

Die wilde Schönheit der Nordseeküste,
ein geheimnisvolles Schiffswrack
und zwei Frauen, verbunden durch
das Meer.

Ein zeithistorischer
Roman von einer
starken deutschen
Stimme.



Hardcover mit Schutzumschlag

544 Seiten

22,00 € [D] | 22,70 € [A]

ET 24.04.2024

ISBN 978-3-8105-3099-8

Auch als E-Book und Hörbuch erhältlich



Ihr Leseexemplar
liegt auf NetGalley
für Sie bereit

 NetGalley

St. Peter, 1955: Tillas Welt ist das Meer. Sie will nicht heiraten, sondern tauchen. Nicht eingengt werden, sondern die Freiheit der Wellen spüren. Dabei entdeckt sie in der Tiefe der Nordsee ein altes Schiffswrack, von dem sich die Fischer seit Generationen Legenden erzählen. In Tilla wächst der unbändige Wunsch, seine Geheimnisse zu lüften.

Auf einer Nordseeinsel, 1633: Die junge Nes sucht mit ihrer Mutter in einem Be-
ginenkonvent Zuflucht vor ihrer Vergangenheit. Doch bald wenden sich die Insel-
bewohner gegen die Frauen und gefährliche Anschuldigungen machen die Runde.
Zeitgleich taucht am Horizont ein geheimnisvolles Schiff auf, das Rettung oder
Verderben bedeuten könnte.



© Mario Wezel

Liebe Rebekka Frank,

Sie sind Autorin und leidenschaftliche Taucherin. Da liegt ein Roman über das Meer und das Tauchen nahe. Doch wie sind Sie auf die beiden Erzählebenen, die ja unterschiedlicher nicht sein könnten, gekommen?

Geschichte hat mich schon immer fasziniert. Als Taucherin haben mich Artikel über die Tauchpionierin Lotte Hass und die Anfänge des Sporttauchens in

den 1950er-Jahren natürlich besonders interessiert. In dieser Zeit begannen Archäologen nicht nur, eine neue Wissenschaft aus der Taufe zu heben: die Unterwasserarchäologie. Sie entdeckten in der Nordsee auch die Vasa, ein Wrack aus dem 17. Jahrhundert. Spätestens, als ich von diesem gewaltigen Schiff und den hochspannenden Untersuchungen unter Wasser gelesen habe, haben sich

die Ideen in meinem Kopf verselbstständigt: von einer jungen Taucherin in den 1950er-Jahren. Und einem Schiff, dessen Geschichte im 17. Jahrhundert auf dem Meeresgrund endet ...

Die Kolleg*innen aus dem Verlag sind bereits begeisterte Leser*innen und schwärmen vom „Meer als dritte Erzählstimme im Roman“. Erzählen Sie uns doch von Ihrer Begeisterung fürs Meer.

Ich weiß noch, dass schon einer meiner ersten Texte vom Meer gehandelt hat. Damals habe ich auf Klassenfahrt minutenlang aufs Wasser gestarrt und versucht, Worte für diesen Anblick zu finden. Die Meeresoberfläche verbirgt unvorstellbar viele Geheimnisse. Bis heute wissen wir Menschen über die Unterwasserwelt kaum etwas. Die See kann funkeln und sanft sein. Und dann kann sie mit ihrer gewaltigen Macht ganze Landstriche und Inseln verschwinden lassen.

In vergangenen Jahrhunderten haben die Menschen an der Nordseeküste immer wieder gegen das Meer gekämpft und versucht, sich vor den zerstörerischen Fluten zu schützen. In den 1950er-Jahren gab es diese Notwendigkeit noch immer. Doch die Deiche waren besser geworden. Und nun kamen auch Gäste an die See, die hier Erholung suchten. Das Meer war für uns Menschen immer eine Bedrohung. Und zugleich versinn-

bildlicht es eine große Sehnsucht. Über all diese Gegensätze, diese Gefühle und Geschichten kann man wahrscheinlich nie genug Romane schreiben.

Von der untergegangenen Insel Strand oder dem für den Roman wichtigen Beginnen-Konvent haben sicherlich noch nicht viele Leser*innen gehört. Was ist daran historisch verbürgt?

Strand gab es tatsächlich. Allerdings wurde die Insel im 17. Jahrhundert von einer gewaltigen Flut entzweigerissen. Die neuen Inseln nannte man Pellworm und Nordstrand – hier haben manche Leser*innen vielleicht schonmal Urlaub gemacht. Von einem Beginnenkonvent auf Strand konnte ich leider nichts in Erfahrung bringen. Aber ich habe mich ein wenig am Konvent in Bremen orientiert, den es wirklich gab. So habe ich mich in meinem Roman immer wieder von historischen Fakten zu meiner fiktiven Geschichte tragen lassen.

Sie haben viel recherchiert und einiges an Material gesammelt. Können Sie uns das näher erklären?

Das stimmt, ich habe zahlreiche historische Bücher und Zeitschriften gewälzt, war vor Elba tauchen und bin durch St. Peter-Ording gestreift. Dabei habe ich zum Beispiel auch spannende Stunden im Museum der Landschaft Eiderstedt verbracht – einem wunderschönen Küs-



tenmuseum, das mich zu einigen Szenen inspiriert hat. Gegen Ende des Romans entführe ich auch meine Leser*innen dorthin, um historische Rätsel zu lösen ...

Wieviel Wahrheit und Fiktion liegt in Ihrer Geschichte? Gibt es beispielsweise das verschollene Schiff mit der Glocke wirklich?

Ich habe immer wieder Fakten mit Fiktion verweben. Tilla muss an der Hamburger Universität mit leider sehr realem Chauvinismus der 1960er-Jahre kämpfen. Zu dieser Zeit gaben Professoren in einer Umfrage tatsächlich an, Frauen könnten angeblich nicht wissenschaftlich forschen, da sie nicht denken könnten. Die Steine, die Tilla in den Weg gelegt werden, sind historisch verbürgt. Und auch die Hürden, die Unterwasserforscher innerhalb der Archäologie nehmen mussten, hat es wirklich gegeben.

Zwar ist das Schiff mit der Glocke, das Tilla entdeckt, meine Erfindung. Doch ausgeschlossen ist es nicht, dass ein Schiff wie dieses noch heute auf seine Entdeckung wartet: Etwa 120 Wracks liegen in der deutschen Nordsee, viele von ihnen unerforscht. Und vielleicht wird eines Tages ja tatsächlich eine Taucherin wie Tilla Puls dorthin aufbrechen und eine Geschichte wie die von Nes Dorn enthüllen ...



Für Rebekka Frank steckt das Meer voller Geschichten. Wenn sie nicht gerade selbst in seinen Tiefen taucht, schreibt sie darüber. Sie hat Theaterwissenschaft und Germanistik studiert und lebt mit ihrem Mann und ihrem Hund auf dem Land in Nordhessen. Auf Instagram und TikTok ist sie unter [@rebekka.mit.k](#) zu finden.

September 1955

Die Sonne stand hoch am Himmel und knallte Tilla auf die Stirn. Schon nach wenigen Minuten im Wind war ihre Frisur hinüber. Sie sah auf ihre Füße und stellte fest, dass ihre neuen Nylonstrümpfe nicht nur verdreckt und durchnässt waren, sondern auch löchrig. Und wenn schon, dachte Tilla. An Land musste sie sich vielleicht verhalten wie eine Dame. Aber hier, auf den Wellen, gab es dafür keinen Grund. Und als sie das wirklich begriffen hatte, löste sich etwas in ihr wie ein fest verschnürtes Tau. Sie atmete die Brise tief ein, genoss die kalten Wasserspritzer und die Vorstellung der Tiefe unter ihr.

Als sie so weit entfernt vom Strand waren, dass sie ihn nicht mehr sehen konnten, schaltete Oma den Motor ab. »Wir sind da.«

Tilla sprang auf, um den Anker ins Wasser zu lassen. Nepomuk beugte sich tief über das Geländer und startete ins Meer. Ganz langsam lief er auf dem Boot einmal im Kreis. »Ich hab's dir doch gesagt«, sagte Tilla, konnte sich aber nicht davon abhalten, ebenfalls auf die Wasseroberfläche zu schauen. Sie war rau und spiegelte tiefblau den Himmel. Hin und wieder huschte ein kleiner Schwarm Fische unter Tilla hinweg.

»Man sieht gar nichts, Oma!«, sagte Nepomuk.

»Es ist wohl doch zu tief.« Frieda verzog entschuldigend das Gesicht. Dann streckte sie einen Arm aus. »In dieser Richtung liegt Pellworm. Und dort Nordstrand.«

Langsam ließ sie sich auf die Bank am Rand des Boots nieder.

»Früher bist du immer allein hier raus gefahren, oder?« Nepomuk streckte die Finger nach dem Wasser aus.

»Nicht immer.« Oma sah mit ihren wässrigen Augen an ihm vorbei. »Manchmal war mein Vater bei mir. Oder meine Schwester. Aber das ist alles so lange her ...«

Tilla musterte ihre Großmutter. Diesen sehnsüchtigen Tonfall schlug Frieda nur selten an. Die kleine Frau wirkte stets zäh und wetterfest, obwohl sie schon siebzig war. Ihr harter Dutt saß ihr streng am Hinterkopf, nur wenige weiße Strähnen hatten sich aus dem Haarnetz gelöst und wirbelten um ihr vergnügtes Gesicht. Sie hatte Aber-

tausende von Lachfalten. Tilla konnte sich vorstellen, jeder ihrer Lachanfänge habe eine dieser Falten hinterlassen. Und Lachanfänge hatte Oma täglich. Sie liebte Witze, klopfte sich gern auf die kurzen, dünnen Oberschenkel und scherzte den ganzen Tag mit Hinz und Kunz. Doch in diesem Moment war sie eigentümlich ernst.

»Das war, bevor ich euren Großvater geheiratet habe ... Danach bin ich seltener zum Fischen rausgefahren.«

Tilla spürte ein Ziehen in der Brust. Welche Frau wäre ihre Großmutter wohl ohne die Ehe gewesen? Sie beugte sich zum Wasser hinunter und berührte es sachte mit den Fingerspitzen. Eiskalt. Natürlich, es war September. In der Luft gab der Sommer zwar eine letzte Zugabe. Doch aus dem Meer stieg grollend und drohend der Winter herauf. Nepomuk wirbelte herum. »Ich will schwimmen! Können wir reinspringen, Oma? Nur kurz?«

»Auf gar keinen Fall«, sagte Tilla mit aller Autorität, die sie aufbringen konnte, bevor Frieda eine ihrer unvernünftigen Oma-Antworten geben konnte. Im Grunde war es ihr ein Rätsel, wie Tillas Vater Hansjörg seine Kindheit überlebt hatte. Frieda sagte nicht nur zu allem ja, sie hatte auch vor nichts Angst, machte sich selten Sorgen. Mit verschmitztem Lächeln wendete sich Nepomuk an sie. »Oma, darf ich?«

»Deine Schwester hat Recht, hier ist es zu gefährlich.«

Überrascht drehte sich Tilla zu ihr um. Eine Hand ruhte auf dem Eisengeländer, der Blick ging an ihren Enkelkindern vorbei.

»Ich dachte, es ist nur eine Legende.« Tilla spürte, dass ihr Herz warm und schnell schlug.

Oma wiegte den Kopf. »Unterschätze niemals eine Legende, Tilla Puls.« Ein eigenartiges Lächeln umspielte ihre Lippen.

»Legenden haben Macht.
Genau wie die Nordsee.
Beide sind unberechenbar.«

»Erzählst du sie uns noch einmal?« Tilla spürte das vertraute Kribbeln unter ihrer Haut. Ihre Mutter war weit entfernt. Sie konnte sie nicht ermahnen, die Kindereien sein zu lassen. Also würde Tilla sie noch einmal genießen.

Großmutter lächelte erst sie, dann ihren Bruder an. »Genau hier, tief unter uns, liegt es. Ein fast vergessenes, uraltes Wrack.«

Nepomuk beugte sich zum Wasser und starrte konzentriert in das unergründliche Dunkelblau.

»Woher weißt du eigentlich, dass es hier liegt?«, fragte Tilla.

»Einmal Fischerin, immer Fischerin. Wir kennen sämtliche Schiffwracks an der nordfriesischen Küste. Wo die Krabbenetze zerfetzt heraufkommen, liegen Schiffe. Dieses hier soll aus einer anderen Zeit stammen. Schon meine Großeltern und deren Großeltern kannten seinen Standort. Man sagt, es lag schon hier, als es das Watt noch nicht gab und die alte Insel noch nicht versunken war. Vor Hunderten von Jahren, als die Menschen eine andere Sprache kannten, eine Sprache, die auch die Wellen verstanden, da stahlen Männer eine heilige Kirchenglocke. Doch das Meer sah es. Es sah alles, und es verzieh nichts. In einem düsteren Oktober schickte es eine Flutwelle, so gewaltig, dass sie die alte Insel entzweiriss. Die Diebe flohen mitsamt der Glocke auf ein Schiff, um sich in einer anderen, neuen Welt vor ihrem Schicksal zu verstecken. Doch sobald sie auf hoher See waren, verschlang das Meer das Schiff mitsamt seinen Männern. Nie wieder hat man von ihnen gehört. Nur die Glocke, die kann man bis heute hören. Jedes Jahr im Oktober läutet sie in der Tiefe. Und manchmal, wenn der Wind richtig steht, rollt ihr Läuten auf den Wellen bis nach St. Peter ...«
Tilla und Nepomuk sahen einander in die Augen, lächelten und lauschten, wie sie es bei diesen Worten immer getan hatten, lauschten auf das rastlose Flüstern, das ewige Murmeln und Rauschen der Wellen. Als Tilla ein kleines Kind gewesen war, hatte ihr diese Geschichte noch Angst gemacht. Ihre Großmutter hatte sie in schauerlichem Ton vorgetragen. Doch je älter Tilla wurde, desto aufregender fand sie die Legende. Wie es dort unten wohl aussah, auf dem Meeresgrund? Was wohl mit einem Schiff geschah, das nicht auf den Wellen, sondern darunter lag?

Wie gut das trübe Wasser der Nordsee seine Geheimnisse doch verbarg. Schon oft hatte Tilla ihren Vater darauf angesprochen. Er war Taucher, ganz ähnlich wie Lotte Hass. Nur, dass er das Tauchen für den Krieg gelernt hatte, nicht für Unterwasserfilme.

»Warst du schon einmal in der Nordsee?«, hatte sie ihn gefragt. Er hatte kurz mit dem Kopf geschüttelt. Sie sollte nicht weiterfragen, das hatte sie gespürt.

»Darf ich auch tauchen lernen?« Sie konnte es einfach nicht lassen. Doch er hob zum Abschied nur die Hand.

Wie gern würde sie mit ihrem Vater zu diesem Wrack hinunter tauchen. Mit Sicherheit könnte sie dort Schätze finden, die noch viel mehr Geschichten erzählten, als Großmutter's Treibgut. Wie gern würde sie herausfinden, welche Wahrheiten hinter der alten Legende standen.

Eines Tages ..., dachte Tilla bei sich und genoss diesen verheißungsvollen Gedanken.

Eines Tages würde sie dem Meer seine Geheimnisse entlocken.

Oktober 1633

Während Nes Dorn rannte, roch sie ihre eigenen Haare. Rauch und Feuer. Jeder Schritt ließ den Gestank ihrer Entscheidungen aufwirbeln.

»Komm schon, Nes!«, rief Belanca.

Nes musste die Schnellere sein. Sie war die Jüngere, die Tochter. Doch Belanca war nun mal keine klassische Mutter. Nes hatte vor Jahren aufgehört, damit zu hadern. Oder sie Mutter zu nennen. Jetzt hastete sie hinter ihr her. Hinter diesem Körper, der größer und massiver war als ihr eigener. Belancas erdfarbener Rock flatterte. Sie hielt die Fackel, die sie bei Einbruch der Dunkelheit brauchen würden, Nes trug den Beutel. Viel besaßen sie nicht mehr, und das war gut so. Ihr altes Leben hing locker leicht an ihrem Arm.

Sie schwiegen für Stunden, doch sie hielten einander fest – an den Händen, wann immer sie nebeneinander laufen konnten, am Rock oder an der Schulter, sobald der Weg schmaler wurde und sich eine hinter der anderen einreihen musste. Wer vorn ging, hielt die Fackel. Gerade war Belanca dran. Im Schein des Feuers leuchtete ihr Gesicht. Nes schaute hinauf zum Himmel. Der Mond schien hell, doch von den Sternen, an denen sich Belanca und Nes orientierten, waren kaum noch welche zu sehen. Allmählich deutete sich das erste Morgenlicht in der Ferne an. Nes' Beine wurden schwer, ihr Rumpf schwankte. Sie fror selten, doch mittlerweile blieben ihr nur wenig Reserven. Mit dem freien Arm umschlang sie ihren schlotternden Körper. Belanca ließ sich hingegen keinerlei Erschöpfung anmerken. Dabei musste auch sie todmüde sein. Die letzte Pause hatten die beiden Frauen vor einem Tag und einer Nacht gemacht. Seitdem waren sie auf den Beinen.

»Wir sollten ein wenig schlafen«, sagte Nes in das Schweigen hinein. »Zumindest ein paar Stunden.«

Belanca verlangsamte ihren Schritt keineswegs. »Riechst du es nicht?«

»Was riechen?«

»Kannst du es nicht hören?«

Nes lauschte. Ihr war aufgefallen, dass der Boden, auf dem sie gingen, immer flacher geworden war. Häuser hatten sie seit dem letzten Bauernhof nicht mehr gesehen. Stattdessen liefen sie über weite Wiesen, vorbei an Feldern und kleinen Kiefernwäldern. Nes hörte vor allem den Wind, der an ihren Kleidern riss wie selten zuvor. Sie roch es nicht, aber sie verstand ... Noch einmal drückte sie die Hand ihrer Mutter.

»Sind wir etwa schon da?«

Die beiden Frauen machten keine Pause, bis sie an einen langen Hügel gelangten. Nes warf Belanca einen fragenden Blick zu. Wie sollte sie ihren schmerzenden Körper dort hinauf zwingen? Doch Belanca beachtete sie nicht. Stattdessen begann sie den Aufstieg.

Es dauerte ein paar Schritte, bis Nes das Klappern, Piepsen und Kreischnen bemerkte.

»Was sind das für Vögel?«, rief sie gegen den Wind.

»Austernfischer. Bekassinen. Und Möwen.«

Plötzlich standen sie schon oben, mitten im Sturm, umgeben von tausend kreisenden, schreienden Vögeln und dem Peitschen des Windes. Nes keuchte vor Überraschung, kämpfte um Halt auf beiden Füßen und breitete die Arme aus. Wild wirbelten ihre Haare umher.

Da war es. Das Meer. Belanca hatte ihr so viele Geschichten darüber erzählt. Sie kannte zahlreiche Seeungeheuer, Wassergeister und versunkene Herrscher. Sie hatte sich das Meer düster, gefährlich, gewaltig vorgestellt. Doch seine Wirklichkeit übertraf jede Phantasie. Denn vor ihr lag grollend und gurgelnd die Unendlichkeit.

In einem Haufen Totholz und Ufergras fanden sie ein altes Ruderboot.

»Wusste ich doch, dass es noch hier sein würde«, sagte Belanca. »Gut, dass manche Fischer ihre Angewohnheiten nie ändern.«

Gemeinsam zogen sie es zum Wasser hinunter. Sie streiften ihre Schuhe ab, warfen sie hinein und gingen weiter. Die Kälte der Wellen biss Nes in die Zehen.

Belanca lachte. »Mach nicht so ein Gesicht!«

»Es ist furchtbar kalt!«

»Na, spring schon rein!«

Schnell hüpfte Nes ins Boot und unterdrückte einen Schrei. Wie es schwankte und schaukelte! Sie suchte an den Seitenwänden Halt und setzte sich auf eine Holzplanke.

Angespannt betrachtete sie den Boden des Boots, doch Wasser drang keines herein. Es schien tatsächlich noch dicht zu sein. Seelenruhig schob Belanca weiter, bald stand sie bis zur Hüfte in den Wellen.

»Komm endlich rein, Belanca!«

Zwar roch die Luft bereits nach Frühling, doch im Meer wirbelte der Winter noch dunkel umher.

Endlich kletterte ihre Mutter ins Boot. Sie zitterte nicht einmal, während sie nach den Rudern griff. Ihr Rock lag schwer und nass auf ihren Beinen.

Belanca ließ nicht zu, dass Nes sie Mutter nannte, niemals würde sie ihre Tochter ausschimpfen oder zurechtweisen. Sie tat ungern, was Mütter taten. Doch in einem Boot würde immer sie die Ruder ergreifen.

Nes ließ den Blick schweifen. Die Wellen wogten und zitterten unter ihnen, trugen sie viel zu schnell und weit vom weißgelben Sand fort. Bald war er nur noch ein Strich am Horizont. Wie tief es unter ihnen wohl war? Ob dort etwas auf sie lauerte? Würden sie in diesem Moment angegriffen, wären sie verloren.

»Hab keine Angst.« Belanca schaute sie ernst an.

»Woher weißt du, wohin du rudern musst?«, fragte Nes schnell, um ihre Sorgen beiseitezuschieben.

Belanca zuckte mit den Schultern. »Einmal Fischerin, immer Fischerin.«

Nes nickte. Und allmählich spürte sie, wie sie sich beruhigte. Sie atmete langsamer und tiefer, schmeckte Salz auf ihrer Zunge, hörte die fremden Meeresvögel schreien, fühlte Wind in ihren Haaren. Sie wusste, dass das Meer den Tod brachte. Man tat gut daran, ihm fern zu bleiben. Doch trotz aller Sorgen konnte sie sich nicht gegen die Faszination wehren. Diese Weite war das Gegenteil von Nes' altem Elternhaus. Bisher hatte sich ihr Leben in kleinen Räumen abgespielt, zwischen eng stehenden Bäumen, auf schlammigen Wegen, die Nes niemals bis zum Ende hatte gehen dürfen.

Der Wind warf Nes die Haare ins Gesicht. Rauch. Feuer. Noch immer. Wie sie diesen Geruch hasste. Er war hartnäckig, trotz der Böen.

Es dauerte lange, bis Nes fragte: »Glaubst du, sie sind tot?«

Belanca seufzte. Doch sie erwiderte nichts.

Nes streckte sich über die Bootswand und berührte das Wasser vorsichtig mit den Fingerspitzen. »Denkst du, ich kann meine Haare waschen?«

Belanca beobachtete die Wellen einige Sekunden lang. Dann nickte sie.

Nes beugte sich kopfüber hinunter und ließ ihre Haare ins Meer fließen. Mit beiden Händen knetete sie Strähne für Strähne und spürte die Kühle an ihrer Kopfhaut. Ob

es wohl vollkommen schwarz war dort unten? Sie wusste, dass es Lebewesen im Meer gab: Fische, Muscheln, Würmer. Und vielleicht auch die anderen, die, an die ihre Mutter glaubte, von denen man aber vor keinem Mann sprechen durfte. Ob sie wohl gemeinsam lebten, in der Dunkelheit?

Nes richtete sich wieder auf und drückte das Wasser aus ihren Haaren. Eiskalt klebten ihr die Strähnen im Nacken. Sie hatte den Gestank herauswaschen wollen, doch es würde Wochen dauern, bis er gänzlich verschwand.

Nun würden ihre Haare nicht nur nach ihrer Vergangenheit, sondern auch nach ihrer Zukunft riechen, nach Meer, Salz, Algen, Unendlichkeit.

...

»Mein Name ist Belanca Dorn, das ist meine Tochter Nes. Wir suchen den Schutz und die Gemeinschaft der Beginen.«

Wie konnte Belanca nur so ruhig bleiben? Sie lächelte sogar freundlich, während Nes darüber nachdachte, ob sie zur Sicherheit ihr Messer ziehen sollte.

»Wir bieten allen Frauen Schutz und Gemeinschaft, die sie brauchen.« Auf dem Gesicht der Fremden erschien ein untergründiges Lächeln, während sie Nes forschend in die Augen sah. Und ganz allmählich begann Nes, sich zu entspannen. Vor dieser hochgewachsenen Frau brauchte sie keine Angst zu haben, sie konnte es spüren. Bei ihr waren sie in Sicherheit.

Langsam nahm die Fremde die Kapuze vom Kopf, so dass ein tiefer, dunkelblonder Haaransatz zum Vorschein kam. Sie war jung, ihr Gesicht kantig, ihr Rücken stark. »Belanca und Nes Dorn also«, sagte sie, und zum ersten Mal mochte Nes den Klang ihres eigenen Namens. Sie konnte den Blick nicht von diesem fremden Gesicht lösen. Etwas darin schien hell zu leuchten. »Woher kommt ihr?«

Nes wusste nicht, wie sie ihr das erklären könnte, doch Belanca antwortete bereits: »Aus dem Landesinneren, zwei Tagesreisen entfernt. Eine Krankheit hat unsere Familie getötet.«

Die Fremde legte den Kopf schief. »Und warum kommt ihr ausgerechnet zu uns?« Belanca lächelte. »Ich bin auf Strand aufgewachsen ... Darf ich fragen, wie du heißt?«

»Entschuldigt, manchmal vergesse ich meine Höflichkeit. Ich bin Perke Peters. Wenn ihr mögt, führe ich euch zu unserem Konvent.«

Zuerst bemerkte Nes die Turmspitze, auf der statt eines Kreuzes eine Kugel steckte. Dann, hinter breitem Gebüsch, das seltsame Gebäude selbst: Es stand auf einer grünen Anhöhe, die an den tiefgelben Strand grenzte, und wirkte, als hätte sich ein ganzes Dorf zu einem Haus vereint. Das Reetdach hatte unterschiedliche Höhen, mal war es spitz, mal geschwungen. Manche der Steinwände waren so schmal, dass nur ein einziges Fenster hineinpasste, andere lang und ausladend. Es gab verwinkelte Anbauten, vorstehende Schafställe und hübsch verzierte Tore. All das schmiegte sich nahtlos, Wand an Wand, aneinander. Bald erkannte Nes, dass das Gebäude in einem windschiefen Rechteck aufgebaut war. Von vorn schauten sie in einen großen, offenen Hof. All das strahlte eine solche Wärme und Behaglichkeit aus, dass Nes nicht anders konnte, als Hoffnung zu schöpfen. Nie in ihrem Leben hatte sie ein schöneres Gebäude gesehen. An einer quer über den Hof gespannten Schnur wehten Kleider im Wind. Grob gezimmerte Schemel standen herum und der Duft von gebratenem Fisch drang aus den geöffneten Fenstern. Nes hörte das Geklapper von Geschirr und spürte, wie ihr Magen knurrte.

Eine schneidende Stimme ließ sie herumfahren. »Belanca ...«

Von der anderen Seite des Hofes schritt eine weißhaarige Frau auf sie zu. Im Gegensatz zu Perke lächelte sie kein bisschen.

»Du scheinst dich verdoppelt zu haben, meine Liebe ...« Die Dame blieb direkt vor ihnen stehen und sah zwischen Nes und Belanca hin und her. »Es gibt diese erwachsene Version von dir. Und die junge, die damals von hier aufgebrochen ist ...« »Ich bin ihre Tochter.« Es war das erste Mal, dass Nes an diesem Ort das Wort ergriff, und ihre Stimme klang mutiger, als sie sich fühlte. »Nes Dorn.« Doch die Frau beachtete sie gar nicht.

Belanca räusperte sich. »Ich hätte nicht gedacht, dass ich dich in meinem Leben noch einmal sehen werde.« Kurz zögerte sie, dann fügte sie hinzu: »Guten Abend, Mutter.«



»Ich glaube, dass es viele Frauen wie Nes und Tilla gegeben hat und noch heute gibt. Und dass wir alle, über die Jahrhunderte, miteinander verbunden sind.«

Rebekka Frank